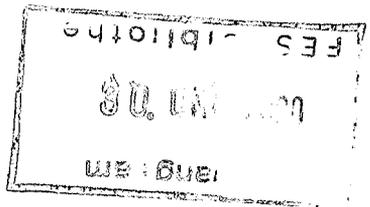


MERKUR

Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken

Heft 11 54. Jahrgang November 2000
Klett-Cotta Stuttgart

- RALF DAHRENDORF **Globale Klasse und neue Ungleichheit**
 KLAUS VON DOHNANYI **Gemeinsinn und Zivilcourage**
 ADAM KRZEMIŃSKI **Der Kniefall. Warschau als Erinnerungsort**
 DIRK BAECKER **Der Ingenieur**
 JAN ROSS **Handwerk ohne Boden. Politikcolumnne**
 MARIAM LAU **Endlich eine nette Oberschicht!**
 EBERHARD MOTHES **Dienstleistungsgesellschaft?**
 CLAUDIA SCHMÖLDERS **Peter Sloterdijks Frohe Botschaft**
 KHOSROW NOSRATIAN **Freischwebend intelligent: Hans Blumenberg**
 KONRAD ADAM **Wie ein Feuilleton Quote macht**
 HANNELORE SCHLAFER **Philosophie und Pornographie**
 CHRISTOPH TÜRCKE **Humanismus, wieder einmal verabschiedet**
 BORIS SCHAPIRO **Schmetterling. Ein Poem**



619



MERKUR Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken

Herausgegeben von Karl Heinz Bohrer und Kurt Scheel
Begründet 1947 von Hans Paeschke und Joachim Moras
1979 - 1983 herausgegeben von Hans Schwab-Felisch
Lektorat/Herstellung: Gitta Ries Sekretariat: Ina Andrae
Redaktion: Mommsenstr. 27 10629 Berlin
Telefon (030) 327094 14 Fax (030) 327094 15
www.online-merkur.de E-Mail: merkur.zeitschrift@snaflu.de
Der Merkur wird getragen von der Ernst H. Klett Stiftung Merkur
Heft 11, November 2000, 54. Jahrgang

Inhalt

- | | | | |
|---|--------|---|------|
| <i>RALF DAHRENDORF</i>
Die globale Klasse und
die neue Ungleichheit | V 1057 | <i>CLAUDIA SCHMÖLDERS</i>
Frohe Botschaft.
Zum »Sphären«-Projekt
Peter Sloterdijks | 1116 |
| <i>KLAUS VON DOHNANYI</i>
Gemeinsinn und Zivilcourage.
Die Vergangenheit in der
Zukunft Deutschlands | 1069 | <i>KHOSROW NOSRATIAN</i>
In der Beletage der
freischwebenden Intelligenz.
Über Hans Blumenberg | 1120 |
| <i>ADAM KRZEMIŃSKI</i>
Der Kniefall.
Warschau als Erinnerungsort
deutsch-polnischer Geschichte | 1077 | MARGINALIEN
<i>CHRISTOPH TÜRCKE</i>
Humanismus und kritische
Theorie. Nach ihrer jüngsten
Verabschiedung | 1126 |
| <i>DIRK BAECKER</i>
Der Ingenieur | 1089 | <i>HANNELORE SCHLAFFER</i>
Philosophie und Pornographie.
Erlösungsmodelle von
Sloterdijk, Kittler, Duerr,
Theweleit | 1132 |
| <i>BORIS SCHAPIRO</i>
Schmettberling. Poem | 1102 | <i>KONRAD ADAM</i>
Das Machwerk im Zeitalter
seiner technischen Reprodu-
zierbarkeit | 1139 |
| KRITIK
<i>MARIAM LAU</i>
Humaniora. Eine Kolumne.
Endlich eine nette
Oberschicht! | 1107 | <i>EBERHARD MOTHS</i>
Wie verändert Dienstleistung
die Gesellschaft? | 1143 |
| <i>JAN ROSS</i>
Politik. Eine Kolumne.
Regieren, Handwerk ohne
Boden | 1111 | | |

Der Kniefall

Warschau als Erinnerungsort deutsch-polnischer Geschichte

Genau zum sechzigsten Jahrestag des deutschen Überfalls auf Polen kündigte Ministerpräsident Jerzy Buzek, der aus der Solidarność-Bewegung kommt, seinem deutschen Amtskollegen Gerhard Schröder an, in Warschau werde demnächst ein Platz nach Willy Brandt benannt. Es war als eine bedeutsame polnische Versöhnungsgeste gemeint: Ein deutscher Regierungschef bekommt seinen Ort in einer Stadt, die im September 1939 von der deutschen Wehrmacht beschossen, bombardiert und okkupiert wurde, deren Einwohner von den deutschen Besatzungsbehörden fünf Jahre lang als »Untermenschen« einer planmäßigen Vernichtungspolitik unterworfen wurden und die ein anderer deutscher Regierungschef, Adolf Hitler, nach zwei Aufständen Straßenzeile für Straßenzeile samt Kirchen, Museen und Archiven sorgfältig in die Luft sprengen ließ.

Bemerkenswert war diese Geste des polnischen Ministerpräsidenten auch deswegen, weil nur wenige Wochen zuvor die Warschauer gegen eine andere politische Umbenennungsinitiative vehement Widerstand geleistet hatten: Sie hatten es abgelehnt, den 1952 im stalinistischen Stil umbauten Plac Konstytucji (Platz der Verfassung) aus Dankbarkeit für die Unterstützung der Solidarność durch den amerikanischen Präsidenten in »Ronald-Reagan-Platz« umzutaufen. Dabei hat Warschau durchaus schon ausländische Politiker in solcher Weise geehrt: So gab es etwa vor dem Krieg einen Napoleonplatz, es gibt auch einen Wilsonplatz (der allerdings zwischenzeitlich als Platz der Pariser Kommune ins offizielle Register eingetragen war) und einen Washingtonplatz; sogar ein zaristischer General, um die Jahrhundertwende ein tüchtiger und bei den Warschauern beliebter Verwalter dieser einstigen Provinzstadt des russischen Imperiums, hat seinen Starynkiewiczplatz behalten. Nur die Ehrung eines deutschen Staatsmannes war bislang undenkbar.

Die Entscheidung, einen Warschauer Platz nach Willy Brandt zu benennen, beendet wohl auch einen langen Streit in der polnischen politischen Klasse um die Bewertung der »neuen Ostpolitik« von SPD und FDP in den siebziger Jahren und auch die Haltung Willy Brandts selbst. Denn seine Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze im Warschauer Vertrag vom Dezember 1970 und sein Kniefall vor dem Denkmal der Helden des Ghettoaufstandes wurden zuerst von den ständigen Ungereimtheiten der deutsch-polnischen Tagespolitik in den siebziger Jahren und 1985 von Brandts Ablehnung, zu Lech Wałęsa nach Danzig zu pilgern, überschattet. Die ganzen neunziger Jahre hindurch war Brandt in der Wahrnehmung und der Erinnerung vieler Polen irgendwo hinter der massigen Gestalt Helmut Kohls versteckt. Seit dem September 1999 dürfte das anders sein.

Bis dahin waren in der polnischen Hauptstadt zwar keine Straßenschilder mit dem Namen Willy Brandts zu finden, dafür aber sehr viele Gedenktafeln und Denkmäler, die an die letzte Herrschaft der Deutschen in Polen erinnern. Man könnte behaupten, daß fast ganz Warschau ein deutscher Erinnerungsort an den Zweiten Weltkrieg ist und möglicherweise gerade deswegen immer wieder – beispielsweise 1995 bei den Gedenkfeierlichkeiten zur Bombardierung Dresdens – aus der Schicksalsgemeinschaft der während des Krieges ausgelöschten Städte verdrängt wird. An Coventry, Leningrad, Hiroshima wurde in Dresden damals erinnert, die Stadt aber, in der 1939 der Bombenkrieg gegen die Zivilbevölkerung begann, wurde ebenso vergessen wie in der deutschen Symbolik des Zweiten Weltkriegs zumeist auch der Warschauer Aufstand von 1944, der schon fast regelmäßig mit dem Ghettoaufstand von 1943 verwechselt wird.

Worin besteht der »Warschauer Komplex« der Deutschen, den sie immer wieder so krampfhaft verdrängen? Entspringt er dem alten Überlegenheitsgefühl gegenüber dem östlichen Nachbarn? Ist er darin begründet, daß der »Feldzug in Polen« im kollektiven Gedächtnis der Deutschen eigentlich nicht viel mehr als ein Kavaliersdelikt darstellt? Nur wurde aus einem glänzenden militärischen Sieg bald der Auftakt zur größten militärischen und moralischen Niederlage Deutschlands im 20. Jahrhundert, der Griff nach den »Fleischtöpfen Europas« endete mit schmerzlichen Gebietsverlusten an Polen und den Vertreibungen der Deutschen aus Ostmitteleuropa. Ausgerechnet der verachtete und »unerträgliche« Nachbar im Osten – wie General von Seeckt noch in der Weimarer Republik sagte – wurde in den Augen vieler Deutschen zum entscheidenden »Handlanger« und durch die Übernahme ostdeutscher Gebiete auch »Nutznießer« der vom Deutschen Reich verschuldeten Katastrophe (daß Polen trotz der Westverschiebung noch erhebliche Gebietsverluste erlitt – ähnlich wie Deutschland wurde es um rund ein Fünftel seiner Fläche kleiner –, wurde dabei geflissentlich übersehen). Trotz aller moralischen Eindeutigkeit der Kriegsschuldfrage schien die »polnische Erfahrung« der Deutschen – verglichen etwa mit dem Schock der Ostfront, den Leiden des Bombenkriegs und den Vertreibungen – nebensächlich und unbedeutend zu sein. Den Polendiskurs der Deutschen nach dem Krieg dominierte jedenfalls fast ausschließlich die Grenzfrage und nicht etwa die deutsche Polenpolitik während der Besatzung von 1939 bis 1945.

Auch in den wichtigsten Debatten der achtziger und neunziger Jahre spielte der polnische Aspekt der NS-Verbrechen eine marginale Rolle. Er tauchte erst auf im Kontext der Entschädigungen für ehemalige Zwangsarbeiter, der »Beutekunst« und der angeblich immer noch offenen Eigentumsansprüche deutscher Vertriebener wie auch des makabren Streites um die Frage, wem Auschwitz »gehört«: Ist es ein Symbol ausschließlich der Shoah nach 1942 oder auch der planmäßigen Vernichtung etwa der polnischen Intelligenzschicht durch die deutschen Besatzer seit 1940...

Während Warschau als Erinnerungsort des Zweiten Weltkriegs in der deutschen Gedächtniskultur keinen herausragenden Platz einzunehmen schien, war für das polnische Gedächtnis sowohl die staatlich organisierte als

auch die individuell oder durch einzelne Widerstandsgruppen gepflegte Erinnerung an den Krieg jahrzehntelang von konstitutiver Bedeutung. Sie verdrängte auch die Tatsache, daß sich in Warschau seit langem deutsche Spuren finden lassen; schließlich lebten hier seit dem späten Mittelalter deutsche Siedler (ein Warschauer Stadtteil heißt Mariensztat), und im 18. Jahrhundert residierten hier auch die beiden Sachsenkönige (der größte Park im Stadtzentrum heißt Park Saski/Sächsischer Park, ein Stadtviertel am östlichen Ufer der Weichsel Saska Kępa/Sachsen-Werder). Zudem war Warschau nach den Teilungen Polens fast zwölf Jahre lang (1795–1806) zu einer preußischen Provinz- und Garnisonsstadt degradiert worden, deren Bevölkerungszahl um die Hälfte sank, bei steigendem Alkoholkonsum. Die Erinnerung an den traurigen Niedergang Warschaus unter der preußischen Herrschaft wird auch nicht durch die Tatsache ausgeglichen, daß zur selben Zeit eine Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften (Towarzystwo Przyjaciół Nauk) ins Leben gerufen wurde oder daß E. T. A. Hoffmann ein Symphonieorchester und Samuel Bogumił (Gottlieb) Linde das Warschauer Lyzeum gründete.

Auch die mehr als dreijährige (1915–1918) zweite Besatzung während des Ersten Weltkriegs ist im »langen Gedächtnis« der Warschauer nicht gerade positiv konnotiert. Die Requirierungen durch die deutsche Armee überschatteten die Proklamation eines polnischen Vasallenstaates (ohne festgelegte Grenzen) durch den deutschen Generalstab und die Wiedereröffnung polnischer Hochschulen. Wieder nahm die Bevölkerungszahl Warschaus ab, nicht zuletzt wegen der Demontage vieler Industriebetriebe zuerst von den russischen, dann den deutschen Behörden.

Die dritte deutsche Okkupation (1939–1945) bedeutete für die Stadt und fast ein Drittel ihrer 1,8 Millionen Einwohner das Todesurteil. Schon die Belagerung Warschaus durch die Wehrmacht im September 1939 begann mit gezielten Luftangriffen auf die Zivilbevölkerung und vorsätzlichen Zerstörungen der Bausubstanz. Nach dem Einmarsch der Deutschen in die Stadt am 1. Oktober und der Siegesparade fünf Tage später setzte ein Terrorregime ein. Der polnische Stadtpräsident wurde nach wenigen Wochen entführt und ermordet, Geiseln wurden genommen, darunter bekannte Politiker, Journalisten, Künstler und Sportler, und wenige Monate später in Palmiry, einem Wald bei Warschau, erschossen. Bereits im Winter 1939 wurden auch erste öffentliche Hinrichtungen vorgenommen. Die Hoch- und Oberschulen wurden geschlossen, polnische Betriebe der deutschen Treuhand-Ost unterstellt, und den Polen wurde untersagt, Parks, Sportplätze und anspruchsvolle Theateraufführungen oder Konzerte zu besuchen; Geschäfte und Straßenbahnwaggons waren ohnehin aufgeteilt in diejenigen »nur für Deutsche« und in die für die anderen, also die »Minderwertigen«. Zugleich wurde das gesamte soziale Gefüge Warschaus gesprengt. Parallel zur Errichtung des »deutschen Stadtviertels« in den noblen Gegenden Warschaus, wo Polen ihre Wohnungen kurzfristig verlassen mußten, weil man Besatzungsbeamte und Volksdeutsche in sie einquartierte, wurde die jüdische Bevölkerung Warschaus in den »jüdischen Wohnbezirk« zwangsumgesiedelt, ab dem Frühjahr 1940 hinter einer Mauer eingesperrt.

In den langfristigen politischen Plänen der deutschen Besatzer sollte Warschau eine Stadt »nur für Deutsche« mit nicht mehr als 200 000 Einwohnern werden, auf einem Zwanzigstel seines ursprünglichen Territoriums entlang der Achse von der Altstadt zum Belvedere-Palast, der als Gästehaus für Hitler vorgesehen war. Die alten Baudenkmäler wollte man abtragen, die dichtbewohnten Viertel im Norden und im Westen der Stadt schleifen und die polnische Bevölkerung auf das östliche Weichselufer, also gewissermaßen nach Asien, vertreiben. Die 1944 tatsächlich erfolgte Sprengung des Königsschlosses und die (nicht mehr in Angriff genommene) Errichtung einer »Volkshalle« sollte die Krönung des Landraubs bilden.

Für die Polen war Warschau während der Besatzungszeit Zufluchtsort, Golgatha und das Herz des Widerstandes zugleich. Die Stadt war überfüllt von Vertriebenen aus den ans Reich angegliederten Gebieten. Hier gab es die blutigsten Repressalien, und hier war das Zentrum der polnischen Untergrundarmee und des Untergrundstaates. Für die polnischen und später auch die aus dem Westen deportierten Juden wurde das Warschauer Ghetto, in dem 1941 fast eine halbe Million Menschen eingepfercht waren, zur tödlichen Falle, zuerst durch die vorsätzlich schlechte Versorgung und die ausbrechenden Krankheiten, dann durch den kaltblütig geplanten und durchgeführten Völkermord. Für die Besatzer war Warschau die größte Etappe hinter der Ostfront und zugleich ein besorgniserregender Unruheherd. Generalgouverneur Hans Frank nannte Warschau im Dezember 1943 den »Grund allen Übels«, dem man nur mit »außerordentlichen Befriedigungsaktionen« beikommen könne: also mit Straßenrazzien, der Verschleppung willkürlich auf den Straßen aufgegriffener Passanten in die KZs und zur Zwangsarbeit und, als Abschreckung, mit öffentlichen Exekutionen tatsächlich oder vermeintlich verdächtiger Bürger und Geiseln (das heißt von Angehörigen der Intelligenz).

Während des Zweiten Weltkriegs war Warschau Schauplatz zweier Aufstände, deren Legenden mittlerweile in der internationalen »Aufmerksamkeitsökonomie« miteinander konkurrieren: des Ghettoaufstands in der Karwoche 1943 und des Warschauer Aufstands im August/September 1944. Der Aufstand im Ghetto war eine verzweifelte Auflehnung der letzten polnischen Juden gegen die Liquidierung des »jüdischen Wohnbezirks« und die planmäßige Vernichtung seiner Bewohner in den Gaskammern von Treblinka. Der Warschauer Aufstand wiederum war der Versuch, den polnischen Staat nach einer Zurückdrängung der Deutschen doch noch vor Stalins Zugriff zu retten.

Beide Erhebungen sind militärisch gescheitert, und beide sind zu moralischen Gründungsmythen von Nachkriegsstaatlichkeiten geworden. Für viele Juden begann mit dem bewaffneten Widerstand im Warschauer Ghetto der Kampf, der fünf Jahre später zur Gründung des Staates Israel führte. Für viele Polen war der Warschauer Aufstand nicht nur ein Glied in der langen Kette polnischer Aufstände seit den Teilungen im 18. Jahrhundert bis zum Wahlsieg der Solidarność im Juli 1989, sondern auch ein Zeichen für die Kontinuität eines deutsch-russischen Zusammenspiels auf Kosten Polens,

sogar bei einem Kampf der beiden übermächtigen Nachbarn gegeneinander. Die beiden Aufstände sind natürlich in ihrer existentiellen Symbolik nicht gleichbedeutend. Der Kampf der jüdischen Organisation war ein einsamer Protest gegen die Vernichtung ohne größere Aussichten auf Erfolg, weil die Ostfront noch tausend Kilometer weit entfernt verlief und die polnische Bevölkerung auf der anderen Seite der Ghettomauer, selbst versklavt und terrorisiert, nicht imstande oder willens war, viel effizienter zu helfen, als geschehen. Die jungen jüdischen Kämpfer, die mit wenigen Maschinenpistolen und Revolvern die zur endgültigen Auflösung des Ghettos einrückenden SS-Einheiten beschossen, hatten nichts zu verlieren und konnten nicht siegen; ihr Tod war bereits im Januar 1942 während der Wannseekonferenz beschlossen worden, die Vernichtung der Juden des Warschauer Ghettos konnten sie nicht verhindern.

Die jungen Polen, die im August 1944 angesichts der herannahenden sowjetischen Panzer den Kampf gegen die übermächtigen deutschen Besatzer aufnahmen, setzten nicht nur ihr eigenes Leben aufs Spiel, sondern auch das Schicksal der polnischen Hauptstadt. Und sie verloren, nicht nur politisch. Etwa 200 000 Warschauer Zivilisten wurden während des Aufstands von den deutschen Truppen und ihren russischen und ukrainischen Hiwis hingemordet, und weite Teile der Stadt wurden während des 63 Tage dauernden Kampfes zerstört. Was an Baudenkmälern, Bibliotheken, Museen und Archiven noch übriggeblieben war, wurde in den anschließenden vier Monaten von Oktober bis Januar gründlich, sozusagen in deutscher Wertarbeit, Haus für Haus in Schutt und Asche gelegt. Im Januar 1945 war Warschau tatsächlich nur noch ein Meer von Ruinen (zu über 90 Prozent zerstört) mit einem Zwanzigstel seiner Vorkriegsbevölkerung in den Vorstädten, die übrigen waren tot: in Treblinka vergast, erschossen, mit Flammenwerfern niedergebrannt, von Panzern plattgewalzt, in die KZs deportiert, zur Zwangsarbeit verschleppt...

Zu einer Warschauer Legende wurden die wenigen Menschen, die bis Januar 1945, in Kellern und Ruinen versteckt, auf eine Befreiung durch die Rote Armee warteten. Unter ihnen war auch jener Komponist und Pianist Władysław Szpilman, der im September 1939 während der Belagerung Warschaus im Polnischen Rundfunk im Bombenhagel stundenlang Chopin gespielt hatte. Nun, im letzten Kriegswinter, verdankte der polnische Jude sein Überleben einem deutschen Offizier, der ebenfalls leidenschaftlicher Pianist war. Das Stück, das er ihm damals vorspielte, um seine Behauptung, Musiker zu sein, zu beweisen, war ausgerechnet Chopins Nocturne in cis-Moll – das letztes Opus, das Szpilman vor der Zerstörung des Senders 1939 gespielt hatte und das zugleich erste, mit dem er 1945 seine Tätigkeit als Musikdirektor des Polnischen Rundfunks begann...

Diese Episode mag symbolisch für die »zählende Wirkung« der Musik in einer inhumanen Welt gewesen sein. Doch ihr singulärer Charakter versank nach dem Krieg in einer »Kultur des Hasses«, wie man es in der polnischen Nachkriegspublizistik offen formulierte. Die Bewältigung des eigenen Leidens und das Entsetzen über die Deutschen, die fast ausschließlich als

Henker und Mörder wahrgenommen wurden, prägten nicht nur die polnische Nachkriegsliteratur, sondern auch das öffentliche und private Bild der Deutschen in den ersten Monaten nach Kriegsende. Man diskutierte öffentlich über das »Recht auf Haß«, klatschte bei der öffentlichen Hinrichtung von höheren NS-Verbrechern laut Beifall und betrachtete alles Deutsche als von Übel. Die Aussiedlung der Deutschen aus den Gebieten, die infolge der Potsdamer Beschlüsse polnisch wurden (als Gegenleistung für die Hälfte Vorkriegspolens, die Stalin 1939 Hitler abgehandelt hatte und die ihm Roosevelt und Churchill nun endgültig überließen), wurde in Polen allgemein als gerecht empfunden.

Der Wiederaufbau Warschaus – der sächsischen Prachtbauten ebenso wie der Mariensztat –, war ein Zeichen des Trotzes nicht nur gegen die tragische Geschichte, sondern auch gegen den Vernichtungswillen des westlichen Nachbarn. Und mit den neuen Mauern der Altstadt erschienen in den Warschauer Straßen neben den Einschußlöchern in den Mauern auch die ersten Gedenktafeln für die während der Besatzungszeit dort öffentlich Hingerichteten. Nur nannte man nicht »Deutsche« als Täter, die 20, 30, 50 Geiseln öffentlich erschossen hatten, sondern »hitlerowcy« (Hitleristen). Die Spaltung Deutschlands und die Gründung der DDR erzwang auch eine Spaltung des offiziellen Bildes der Deutschen. Der Teufel, an den in den Warschauer Straßen erinnert wurde, trug eine Naziuniform, und seitdem bekam Warschau auch zahllose Denkmäler mit deutschem Hintergrund. Die Wehrmachtsoldaten im Stahlhelm waren also virtuell ständig präsent, »marschierten im Geiste mit«, als nach 1945 den polnischen Freiheitskämpfern und Soldaten Denkmäler gesetzt wurden – und damit wurden sie ein konstitutives Element des polnischen Selbstbewußtseins.

Doch was ist der Teufel ohne Engel, das Böse ohne das Gute? Allerdings: Selbst wenn der Teufel ein gefallener Engel ist, heißt das noch lange nicht, daß ein bekehrter Teufel automatisch zum Engel wird. Kein Denkmal für einen »guten Deutschen« wurde nach dem Krieg in Warschau errichtet. Keinem namenlosen deutschen Antifaschisten widmeten die Polen eine Gedenktafel, wurden die Männer des 20. Juli doch als preußische Nationalisten herabgewürdigt, die die polnische Beute bloß ohne Hitler behalten wollten. Auch die deutsche kommunistische Widerstandsbewegung war den Polen nicht ganz geheuer, da sie vor 1939 oft für Stalin und gegen Polen spionierte hatte. Nur in Ost-Berlin wurde Ende der sechziger Jahre eine aus den Fingern gesaugte Bruderschaft in Granit gehauen: ein Denkmal für den polnischen Soldaten und den deutschen Antifaschisten. Und trotzdem schufen sich die Polen eine Legende vom »guten Deutschen« und pilgerten sogar zu seinem Denkmal in der Kleinstadt Machowa bei Krakau: Der Grabstein des österreichischen Wehrmachtssoldaten Georg Schimek, der erschossen wurde, weil er keine Polen erschießen wollte, wurde zum Wallfahrtsort. Nur daß die Geschichte so nicht stimmt. Schimek wurde als Deserteur erschossen, die erträumte heldenhafte Geste hat es nicht gegeben.

Gleich in den ersten Nachkriegsjahren setzte in Warschau ein zähes Tauziehen um die Erinnerung an die deutsche Besatzungszeit und den polni-

schen Widerstand ein. Der »Denkmalkrieg«, den während der Besatzungszeit die Deutschen begonnen hatten, als sie polnische Nationaldenkmäler wie das von Jan Kiliński, einem Anführer der Warschauer Insurrektion gegen die Russen 1794, aber auch das Chopin- und das Fliegerdenkmal einschmolzen oder zerstörten, ging weiter. Gegen den Mythos der »unbeugsamen Stadt« setzten die Kommunisten, deren Hausmacht im Lande selbst sehr schwach war und die daher auf die Rückendeckung durch die Rote Armee angewiesen waren, den Mythos von der »polnisch-sowjetischen Waffenbrüderschaft«. Symbolisiert werden sollte sie durch die Präsenz polnischer Soldaten (der kommunistisch geführten Berling-Armee) an der Seite der ruhmreichen Sowjets seit 1943 bis zur Erstürmung Berlins. Noch in den vierziger Jahren errichteten die Kommunisten daher im Stadtteil Praga, auf dem östlichen Ufer der Weichsel, wo die Sowjets im September 1944 seelenruhig abgewartet hatten, bis die Deutschen den Warschauer Aufstand niedergeschlagen hatten, ein bombastisches Denkmal der »polnisch-sowjetischen Waffenbrüderschaft«. Der Volksmund taufte es sehr bald in »Denkmal der vier Schlafenden« um, weil am Sockel unter einer Gruppe westwärts stürmender Soldaten (zwei Sowjets, ein Pole) vier wie im Schlaf erstarrte Figuren Ehrenwache schieben. Der Spottname galt mit ziemlicher Sicherheit nicht allein der Gestaltung der Figuren, sondern auch der zwielichtigen Rolle der polnischen Armee an der Seite der Sowjets.

Das Problem der neuen Machthaber war die Würdigung des starken Widerstandes der polnischen Heimatarmee während des Krieges, die von der Londoner Exilregierung geleitet worden war. In der Zeit des scharfen Stalinismus, der in Polen von relativ kurzer Dauer war (1948–1954), wurde dieser bürgerliche Widerstand als antisowjetische Kollaboration diffamiert und der Septemberfeldzug 1939 ebenso wie der Warschauer Aufstand 1944 als Blamage eines »halbfaschistischen Regimes« dargestellt, das dem polnischen Volk durch die Ablehnung einer Allianz mit der Sowjetunion 1939 gegen Hitler-Deutschland nur unermeßliches Leid zugefügt habe. Diese Diktion wurde auch in der DDR zum offiziellen Bild der polnischen Geschichte des Zweiten Weltkriegs. Wolfgang Schreyer, ein Ex-Nazi, der während des Krieges in Warschau gewesen war, schrieb 1957 einen Bestseller, *Unternehmen Thunderstorm*, in dem er den Warschauer Aufstand als ein unverantwortliches Verbrechen bürgerlicher, antisowjetischen Politikaster darstellte, und ein ähnliches Bild zeichnete in den sechziger Jahren Rainer Kerndl, später Feuilletonchef des *Neuen Deutschland*, in seinem in der DDR damals überaus populären Theaterstück *Die seltsame Reise des Alois Fingerlein*, in dem ein aufrechter, junger, antifaschistischer Volksdeutscher aus Polen 1943 während des Ghettoaufstandes tapfer den Warschauer Juden hilft und später – widerwillig – auch am »falschen« Aufstand, eben dem Warschauer von 1944, teilnimmt.

Der Zynismus dieser beiden Machwerke war offenkundig. In beiden Fällen wurde Polen seiner wahren Geschichte wie auch seines Status als Überfallener und Alliiertes der Westmächte vom ersten Tag des Zweiten Weltkrieges an beraubt, während die tatsächlichen oder vermeintlichen deutschen

Antifaschisten (Kerndl war bei der HJ gewesen) nicht nur zum »Sieger der Geschichte«, sondern auch zu moralischen Richtern über den östlichen Nachbarn stilisiert wurden. Diese Entgleisung war übrigens keine reine DDR-Erfindung, sie entsprach der stalinistischen Sichtweise, die auch im Warschauer Stadtbild Spuren hinterließ. Das einzige »Denkmal« der frühen fünfziger Jahren, das indirekt an den Warschauer Aufstand erinnerte, war eine geradezu heidnische Grabstätte einiger kommunistischer Funktionäre, die zu Beginn des Aufstands bei einem Bombardement umgekommen waren. Nach 1945 wurden sie nicht auf den Soldatenfriedhof Powązki umgebettet, wo die anderen Aufständischen begraben liegen, sondern pompös in einer Grünanlage an der Hauptfliegermeile Warschaus bestattet. Erst nach Stalins Tod wurden in Warschau zahlreiche Denkmäler aufgestellt, die an den Zweiten Weltkrieg erinnern.

Die beiden Aufstände in Warschau wurde jedoch nicht nur von kommunistischen Propagandisten gegeneinander ausgespielt, sondern im Kalten Krieg durchaus auch vom Westen. Während der Ghettoaufstand bald zum Gründungsmythos des Staates Israel gehörte und das zur Erinnerung an ihn errichtete Denkmal, das bereits 1944 von Natan Rapaport in Paris gestaltet und dann mit dem Schiff nach Polen transportiert wurde, in aller Welt bekannt war, wurde der Warschauer Aufstand im Westen zunehmend verdrängt, erinnerte er doch daran, daß man den polnischen Alliierten in Jalta Stalin überlassen hatte. Die Umschreibung der Geschichte ging so weit, daß in einigen amerikanischen Bibliotheken das Schlagwort »Warschauer Aufstand« aus den Katalogen entfernt und die Bücher selbst unter »Ghettoaufstand« eingeordnet wurden. Im übrigen werden gerade in Deutschland Fernsehdokumentationen über den Ghettoaufstand bis heute gelegentlich auch mit Aufnahmen vom Warschauer Aufstand bebildert.

Die Entstalinisierung, die 1956 zum »Polnischen Oktober« führte, bedeutete auch eine weitgehende Korrektur des offiziellen Geschichtsbildes in Polen. Mit der nun einsetzenden Rehabilitierung des »Londoner Widerstands« bekam Warschau in den sechziger Jahren auch erste Denkmäler, die nicht nur den kommunistischen Widerstand meinten. An der südlichen Einfallstraße nach Warschau, wo am 6. September 1939 die ersten Panzerverbände der Wehrmacht durch eine Barrikade gestoppt worden waren, wurde ein recht unpräzises Denkmal errichtet: eine quer zur Fahrbahn stehende Barrikade, die im wesentlichen aus der Jahreszahl 1939 in Granit besteht. Und am westlichen Ufer der Weichsel, ungefähr an der Stelle, wo polnische Soldaten der Berling-Armee im September 1944 übergesetzt hatten, um den Aufständischen zu Hilfe zu kommen, entstand in derselben Zeit ein anrührendes Denkmal eines knienden Pioniersoldaten, der inmitten von schräg in den Himmel ragenden Streben, mit denen eine Explosion angedeutet wird, eine Mine entschärft.

Der Warschauer Aufstand selbst blieb allerdings weiterhin suspekt und wurde mit keinem Denkmal gewürdigt – nur einen geeigneten Standort hielt man für alle Fälle frei, nämlich den früheren Napoleonplatz, an dem sich während des Aufstandes die Kommandantur befunden hatte und der

nun in Platz der Warschauer Aufständischen umbenannt wurde. Regierung und Partei bemühten sich, den Aufstand in einem Symbol für das allgemeine Leiden und die heroische Unbeugsamkeit der Warschauer zu verstecken, daher wurde am Theaterplatz, an dem vor dem Krieg der Bürgermeister seinen Amtssitz hatte, die »Warschauer Nike« aufgestellt, eine vollbusige Frauenfigur mit vor Entsetzen weit aufgerissenem Mund, in der einen Hand ein Schwert, die andere gen Himmel ausgestreckt, als bitte sie um Hilfe. Die Veteranen des Warschauer Aufstandes indes drangen auf ein eigenes und eindeutiges Mahnmal, doch die Obrigkeit sperrte sich bis in die achtziger Jahre. So lange dienten die Quartiere der gefallenen Pfadfinder auf dem Soldatenfriedhof Powązki als Ersatz – dort drängten sich jedes Jahr an Allerheiligen abends die Menschen dicht an dicht, und die Kerzen bildeten ein rotes Lichtmeer.

In den siebziger Jahren erhielten die Warschauer endlich ein kleines »Ersatzdenkmal« für die Aufständischen von 1944, das rasch große Beliebtheit errang: An der alten Stadtmauer wurde die Figur eines Meldegängers aufgestellt, eines kleinen Jungen, der einen für ihn viel zu großen deutschen Wehrmachtstahlhelm mit weiß-roter Binde trägt. In den achtziger Jahren dann, während der Verhängung des Kriegszustands, wurde schließlich am Krasiński Platz, wo die Aufständischen im September 1944 in die Abwasserkanäle hinabstiegen, um sich ins Stadtzentrum durchzuschlagen, ein offizielles und allzu realistisch geratenes Denkmal des Warschauer Aufstandes errichtet. Hier hielt am 1. August 1994 Bundespräsident Roman Herzog seine bewegende Rede, die er mit den erlösend wirkenden Worten abschloß: »Heute aber verneige ich mich vor den Kämpfern des Warschauer Aufstandes wie vor allen polnischen Opfern des Krieges: Ich bitte um Vergebung für das, was ihnen von Deutschen angetan worden ist.«

1943 verlief unweit des Krasiński Platzes die Ghettomauer, und auf der »arischen« Seite stand ein Kettenkarussell, von dem aus man beim Hochfliegen ins brennende Ghetto hineinschauen konnte. Czesław Miłosz fing diese Szene in *Campo di Fiori*, einem seiner stärksten Gedichte, ein. Nur etwa einen Kilometer weiter nordwestlich liegt jener Platz mit dem Denkmal der Helden des Warschauer Ghettos, vor dem am 7. Dezember 1970 Willy Brandt, der damals als erster deutscher Kanzler Polen einen Besuch abstattete und im Namen der Bundesrepublik die Oder-Neiße-Grenze anerkannte, für alle völlig überraschend niederkniete.

Brandts Kniefall wurde sofort zu einem Symbol und zugleich zu einem Zankapfel. Dem volkspolnischen Establishment war diese christliche Geste des deutschen Regierungschefs aus drei Gründen nicht ganz geheuer: Zum einen herrschte damals, trotz der verordneten »Freundschaft« mit der DDR, in Polen weitgehend eine antideutsche Stimmung vor. Der Vernichtungskrieg lag erst 25 Jahre zurück, und die Kriegsgeneration bestimmte das öffentliche Leben. Der Krieg, der Widerstand und die erbrachten Opfer waren konstitutiv für das polnische Selbstwertgefühl. Der alte Komplex des westlichen Verrats an Polen 1945 und der Verkennung der polnische Tragödie durch die Außenwelt wirkte noch stark, und das Mißtrauen gegenüber der

Bundesrepublik war um so virulenter, als die jahrzehntelange Ablehnung einer Anerkennung der Grenzen und die offenen Forderungen nach einer Revision nicht nur seitens der Vertriebenenverbände der kommunistischen Propaganda in Polen jahrzehntelang als willkommenes Disziplinierungsargument gedient hatten. Als 1965 dann auch noch die deutschen Bischöfe auf den Brief der polnischen Bischöfe mit dem inzwischen berühmten Satz »wir vergeben und bitten um Vergebung« eine kühle und eher abweisende Antwort schrieben, reagierten die meisten Polen mit Unwillen auf die angeblich allzu versöhnliche Geste des polnischen Episkopats.

Zum anderen löste der Ort des Kniefalls Irritationen aus, was in den siebziger Jahren auch nationalkommunistische Polen deutschen Diplomaten gegenüber mehrfach zum Ausdruck brachten. Es war noch nicht ganz zwei Jahre her, daß im März 1968 in der regierenden kommunistischen Partei ein heftiger Machtkampf ausgetragen worden war, bei dem der faschistoide Innenminister Moczar seine Leute im Parteiapparat mit nationalistischen und antisemitischen Parolen zum Putsch gegen die alte Garde geführt hatte. Danach waren bis zu 30 000 polnische Juden – zumal die in gehobenen Positionen – Schikanen ausgesetzt und wurden in die Emigration gedrängt. Eine der zugkräftigsten Parolen der Moczar-Leute war, daß die Welt ausschließlich von den jüdischen Opfern des Krieges spreche, die polnischen dagegen verschweige. Das Ergebnis war, daß in diesen Jahren die Existenz der Juden in der polnischen Geschichte und der Völkermord an den europäischen Juden einer strikten Zensur unterlag. Der Kniefall fand also »am falschen Ort und zur falschen Zeit« statt, wie sich noch Jahre später ein höherer polnischer Beamter grimmig einem deutschen Kollegen gegenüber ausdrückte.

Und schließlich kam es zu dem Kniefall insofern im falschen Moment, als nur eine Woche später an der Ostseeküste, in Danzig und in Stettin, eine große Streikwelle ausbrach, die blutig niedergewalzt wurde. Der Architekt der neuen polnischen Deutschlandpolitik, Władysław Gomułka, wurde gestürzt, und sein Nachfolger Edward Gierek – ein Technokrat ohne humanistische Bildung und Sinn für die Geschichte – betrieb eine Politik der faktischen Öffnung nach Westen, ohne die Politik der Symbole zu beherrschen.

Der Kniefall selbst flimmerte kurz in der Tagesschau des polnischen Fernsehens und in der Wochenschau, auch die Zeitungen brachten ihn im Kleinformat. Das von den Zensurbehörden zugelassene Bild hatte der Agenturfotograf schräg von vorne geschossen, somit schien der Bundeskanzler vor einem polnischen Soldaten der Ehrenwache zu knien, das Denkmal selbst war kaum erkennbar. Mit der Zeit wurde der kommunistischen Obrigkeit selbst dieses Bild zu gefährlich. Daher wurde es auf Anweisung der Zensur unten abgeschnitten. Nun sah es so aus, als stehe Willy Brandt.

Dennoch wirkte Brandts Kniefall auf alle, die dabei waren. Die Kriegsgeneration war ergriffen, und jungen Polen, die allmählich an dem antideutschen Komplex ihrer Eltern erstickten, gab diese Geste einen Impuls, den deutschen Nachbarn für sich zu entdecken. Willy Brandt schreibt in seinen Erinnerungen, der damalige Ministerpräsident Józef Cyrankiewicz, ein ehemaliger Auschwitzhäftling und Sozialdemokrat, habe ihm am nächsten Tag

erzählt, seine Ehefrau habe am Abend mit ihrer Freundin in Wien lange über den Kniefall gesprochen, und beide hätten bitterlich geweint.

Daß das Bild des knienden Bundeskanzlers nicht zum optischen Symbol eines Durchbruchs in den deutsch-polnischen Beziehungen wurde, ist somit auf eine bewußte Manipulation seitens der Offiziellen zurückzuführen. Daß es aber auch später, in den neunziger Jahren, nicht nachträglich ins polnische Bewußtsein eindrang, ist einem fatalen Mißverständnis aus dem Jahre 1985 zuzuschreiben. Als Willy Brandt zum fünfzehnten Jahrestag des Warschauer Vertrages Polen besuchte, kam es nicht zu einem Treffen mit Lech Wałęsa. Verhindert hatten es banale terminliche Gründe. Eine Begegnung der beiden Friedensnobelpreisträger wäre nur in Warschau möglich gewesen. Nach Danzig zum legendären Arbeiterführer zu pilgern, hatte Brandt keine Zeit, Wałęsa wiederum war es – sozusagen als Gegenkönig – inzwischen gewohnt, die Großen der Welt in seiner Danziger Hochburg zu empfangen. Später gab Willy Brandt zu, einen politischen Fehler begangen zu haben, denn bis in die neunziger Jahre hinein hielt sich bei vielen Solidarność-Anhängern der Eindruck, die SPD hätte ihnen weniger Rückendeckung gegeben als die Christdemokraten, auch wenn sich deren faktische Hilfe für die unterdrückte Solidarność durchaus in Grenzen hielt, während wiederum nicht wenige deutsche Gewerkschafter und Sozialdemokraten Vervielfältigungsmaschinen und andere nützliche Dinge nach Polen schmuggelten. Helmut Kohls Schwerpunkte in der Polenpolitik waren vor allem die Unterstützung für die deutsche Minderheit in Schlesien, die Pflege deutscher Soldatenfriedhöfe in Polen und bis zum letzten Moment noch nicht einmal die Anerkennung der »Bindungswirkung« des Warschauer Vertrages von 1970... Vielleicht wurde auch deshalb das Bild der »Umarmung von Kreisau« zwischen Helmut Kohl und Tadeusz Mazowiecki 1989 nicht zu einer allgegenwärtigen Ikone der deutsch-polnischen Versöhnung.

Warschau ist ein schwieriges Pflaster für deutsche Politiker. Zu stark erinnert die Stadt daran, daß Polen lange genug nur eine Funktion der deutschen Rußlandpolitik war. Selbst der Besuch Brandts stand entgegen seinen ursprünglichen Plänen im Schatten des Moskauer Vertrages vom 12. August 1970. Dennoch ist bis heute der Kniefall in Warschau das einprägsamste Sinnbild des Versuchs, die Vergangenheit zu überwinden. Willy Brandts Biograph Peter Koch schrieb, am Morgen des 7. Dezember 1970, als Brandt zum Ghettodenkmal fuhr, habe er gewußt, daß es diesmal »nicht so einfach geht wie bei anderen Kranzniederlegungen, nur so den Kopf neigen. Dies ist doch eine andere Qualität«. Zuerst hielt sich der Bundeskanzler an das protokollarische Ritual. Er ordnete die Kranzschleife, verneigte sich und trat einen Schritt zurück. Plötzlich, die Hände vor dem zugeknöpften Mantel verschränkt, sank er in die Knie. Über dreißig Sekunden verharrte er in dieser fast religiösen Demuthaltung. Ruckartig stand er dann auf und wandte sich ab, das Gesicht noch immer zur Maske erstarrt.

Der Kniefall war auch eine Herausforderung an die deutsche Öffentlichkeit, denn viele fühlten sich keineswegs schuldig. Eine *Spiegel*-Umfrage zeigte, daß nur eine Minderheit der Deutschen – 41 Prozent aller Befragten – die

spontane Geste Willy Brandts für angemessen hielt, während 48 Prozent sie als übertrieben bezeichneten. Ein deutscher Kanzler kniet doch nicht, und schon gar nicht in Polen... Sogar Brandts Weggefährten und Freunde waren sich der Bedeutung des Kniefalls nicht sofort bewußt. Egon Bahr beschreibt in seinen Erinnerungen, wie er ihn fast übersehen habe, weil er sich bei protokollarischen Routinehandlungen immer im Hintergrund, hinter dem Troß von Journalisten, hielt: »da wird es plötzlich ganz still. Daß dieses hartgesotene Völkchen verstummt, ist selten. Beim Nähertreten flüstert einer: ›Er kniet.‹ Gesehen habe ich das Bild erst, als es um die Welt ging. Den Freund zu fragen, habe ich mich auch am Abend beim letzten Whisky gescheut. Daß einer, der frei von geschichtlicher Schuld, geschichtliche Schuld seines Volkes bekannte, war ein Gedanke, aber große Worte zwischen uns waren unüblich«.

Ohne Zweifel wirkt die historische Geste Willy Brandts in Deutschland und im westlichen Ausland stärker nach als in Polen. In der Wendezeit wurde in Polen verständlicherweise mehr über Katyń und alle anderen totgeschwiegenen Orte des polnischen Martyriums in der Sowjetunion gesprochen als über das lange Zeit staatlich ritualisierte Gedenken an den Genozid in Auschwitz. Einige hundert Meter entfernt vom Umschlagplatz und dem Mahnmal, mit dem der 300 000 Juden aus dem Warschauer Ghetto gedacht wird, die vom Danziger Bahnhof aus in die Gaskammern von Treblinka geschickt wurden, befindet sich heute das erste Denkmal für die mehr als eine Million Polen, die nach 1939 in stalinistischen Lagern verschwanden, wo sie zumeist verhungerten oder wie in Workuta und anderswo zu Tode geschunden wurden: eine stilisierte Lore, vollbeladen mit Kreuzen, auf einem Gleis, in dessen Schwellen die Namen einzelner Gulag-Lager eingeritzt sind.

Dieses Denkmal wurde zwar nicht als Konkurrenz zum Umschlagplatz errichtet, dennoch wird es manchmal so aufgefaßt, zumal der »polnisch-jüdische Wettlauf der Opfer« spätestens 1997, während des Streits um die Kreuze in der Kiesgrube neben dem KZ Auschwitz, auch über Polen hinaus offenkundig wurde. Das Problem besteht darin, daß viele Polen davon überzeugt sind, für die Weltöffentlichkeit »Opfer zweiter Klasse« zu sein, weil in der Gedächtniskultur nur für das singuläre oder »absolute Opfer«, das der Shoah, Platz ist. Ein Willy-Brandt-Platz in Warschau wird wohl auch ein Zeichen dafür sein, daß aus dem traurigen Wettlauf der Opfer um die Wahrnehmung ihrer Leiden eine gemeinsame Anerkennung der moralischen Geste dieses deutschen Politikers wird, die um so schwerer wog, als Brandt persönlich es nicht nötig gehabt hätte, die Schuld der Täter auf sich zu nehmen: Er stand im Krieg auf der richtigen Seite, und so setzte er mit seiner Geste einen Meilenstein auf dem Wege der Deutschen zu einer guten Nachbarschaft in Europa.